

KLAUS GAUGER

MEINE SCHIZOPHRENIE

Mit einem Nachwort
von Hans-Martin Gauger

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2018
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

Satz: Daniel Förster, Belgern
Herstellung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-451-60049-4

Inhalt

Ich fliege über das Kuckucksnest	9
Eine fatale Konzertbesprechung	21
Lasst alle Hoffnung fahren	33
Rückfall programmiert	47
Meine Schizophrenie blüht wieder kräftig auf	57
Zwischenhoch auf den Jakobswegen	73
Briefe des Irrsinns	81
Wer ist Martin Heidegger?	93
Der einflussreiche Gehirnblogger	101
Ich werde kybernetisch verfolgt	115
Trotzdem ein glücklicher Mensch	129
Kreuz und quer durch die USA und Kanada	137
In 100 Tagen um die Welt	157
Huesca: Ein Glücksfall	177
Epilog: Zurück im Leben	191
Nachwort des Vaters.	197
Anhang	211

Für meine Eltern

*»Sometimes it feels like a game of deadly hide and seek.
And when you're reading this, then I will be gone.
Maybe then, you will see.«*

IRON MAIDEN: FUTUREAL (1998)

Ich fliege über das Kuckucksnest

Im Februar 1994 verlor ich frühmorgens gegen 3 Uhr ganz und gar die Kontrolle. Ich geriet in Panik, weil ich hinter den Wänden meines Zimmers Abhörgeräte vermutete. Angesichts dieser Ereignisse und meines Zustands sahen meine Eltern keine andere Möglichkeit, als den Notarzt zu rufen. Der kam schnell – und mit ihm die Polizei. Die beiden Polizisten waren jung und sehr groß. Sie musterten staunend mein Zimmer: »Hier hat einer aber ganz schön gewütet!« In der Holzvertäfelung neben meinem Bett klappte ein großes Loch. Ich hatte es mit der bloßen Faust hineingeschlagen und dann noch mehrere Holzlatten mit den Händen herausgerissen. Zudem hatte ich mein Bett umgedreht, um auch dort nach Mikrofonen zu suchen.

Widerstandslos ließ ich mich zum Einsatzwagen führen. Die Beamten brachten mich an die Pforte der Psychiatrie der Universitätsklinik. Als der Notarzt, der im Wagen mitgefahren war, mich dort den Kollegen übergab, sagte ich zu ihm: »One flew east, one flew west, one flew over the cuckoo's nest.« Ich weiß nicht, ob er meine Anspielung verstand. Dieser Kinderreim hat dem Roman von Ken Kesey seinen Titel gegeben: »Einer flog über das Kuckucksnest« (1962). Ich kannte sowohl das Buch als auch den Film von Miloš Forman mit Jack Nicholson in der Hauptrolle. Ich war damals zwar paranoid, aber sah mit erstaunlicher Klarheit, was nun folgen würde: Meine Erfahrungen mit der Psychiatrie im Jahre 1994

würden niederschmetternd ausfallen. Allzu viel hatte sich in diesem Bereich seit den 1960er-Jahren, als Ken Kesey's Buch erschien, leider nicht geändert.

Diese erste Einweisung brach mein Leben regelrecht entzwei. Bis dahin gab es meine Kindheit und Jugendjahre, die normal verliefen und weitgehend unauffällig waren. In den 20 Jahren, die 1994 folgten, verstrickte ich mich in einen langen Kampf mit meiner Krankheit.

Geboren wurde ich 1965 in Tübingen. Mein Vater war damals Assistent an der dortigen Universität und wurde später Professor in Freiburg im Breisgau, wo ich auch den größten Teil meiner Kindheit und Jugend verbrachte. Meine Mutter ist Spanierin und stammt aus Madrid. Mein Vater und meine Mutter trafen sich während eines Sommerkurses in der nordspanischen Stadt Santander. Meine Mutter arbeitete in Freiburg als Lehrerin. Meine Eltern waren also beide Beamte. Ich habe noch einen jüngeren Bruder, der als Softwareentwickler arbeitet.

In der Schule war ich nicht herausragend, aber gut. Ich hielt mich in der Grundschule und im Gymnasium im vorderen Mittelfeld und legte 1984 mein Abitur mit der Note 2,3 ab – ein für die damalige Zeit guter Abschluss also. Ich begann direkt danach, an der Universität Freiburg Volkswirtschaft zu studieren, denn bei der Musterung für die Bundeswehr wurde ich aufgrund einer chronischen Schulterluxation, die vom Tennisspielen kam, als nicht wehrdienstfähig eingestuft. Nach einem Semester wechselte ich dann in einen Magisterstudiengang mit den Fächern Geschichte, Germanistik und Romanistik. Ich war schon als Kind eine Leserratte und liebte in der Schule die geisteswissenschaftlichen Fächer. In Deutsch und Geschichte war ich immer gut, während mir die Welt der Mathematik und Physik eher verschlossen blieb.

Neben Büchern liebte ich auch Musik, und als Jugendlicher fand ich Jazz großartig. Da ich seit dem Alter von zwölf Jahren klassische Klarinette gelernt hatte, konnte ich mit 18 Jahren leicht auf das Tenorsaxophon umsteigen. Ich nahm mir einen Jazzsaxophonlehrer und spielte in einer Band, die früher eine Schülerband war und in der auch mein bester Freund Pierre den Kontrabass spielte.

Mit 17 verliebte ich mich in Monika und wir wurden schnell ein Paar. Monika war groß und hübsch, wir gingen in die gleiche Klasse und waren seit einer Klassenfahrt nach Prag zusammen. Wie schon in der Schule lief es auch im Studium gut, meine Seminararbeiten und Referate wurden durchgehend gut benotet. Schon während des Studiums wurde ich freier Mitarbeiter der *Badischen Zeitung* und schrieb zunächst vor allem Musikkritiken im Bereich Jazz, Blues und Rock, später dann auch Rezensionen zu Büchern und gelegentlich Artikel für die Beilage der Zeitung.

Die ersten Anzeichen für eine bedenkliche psychische Entwicklung zeigten sich 1988. Ich hatte im Frühjahr 1988 die Zusage für ein Erasmus-Stipendium an der Complutense-Universität in Madrid in der Tasche. Madrid war meine zweite Heimat. Ein Großteil meiner spanischen Verwandten lebte dort. Meine Eltern besaßen ein kleines Haus in Navacerrada, einem kleinen Ort auf 1200 Meter Höhe im Gebirge, rund 60 Kilometer nördlich von Madrid. Später kauften sie auch noch eine kleine Wohnung direkt in Madrid.

Monika studierte inzwischen an der Pädagogischen Hochschule in Freiburg, um Grundschullehrerin zu werden. Sie war immer interessiert an neuen Sprachen und neuen Ländern, und wir hatten deshalb beschlossen, zusammen nach Madrid zu gehen. Sie wollte sich den Aufenthalt in Spanien durch Deutschunterricht an einer Sprachschule finanzieren. Wir kündigten unsere gemeinsame Wohnung in Freiburg

zum Herbst 1988 und bereiteten uns auf den Umzug nach Madrid vor.

In diesem heißen Freiburger Sommer waren wir oft zu viert unterwegs. Monika, ich, mein Freund Pierre und Andrea, Monikas Schwester. Pierre und Andrea waren auch ein Paar. Andrea war, wie ihre Schwester, eine hübsche und intelligente junge Frau und studierte damals Jura. Da es so heiß war, trafen wir uns oft an einem Baggersee in der Nähe der Stadt. Und dabei verliebte ich mich in Andrea. Zumindest kam es mir damals so vor. Ich war in diesem Sommer in einer seltsamen, fast manischen Hochstimmung. Aus heutiger Perspektive halte ich diesen instabilen Zustand und diese seltsame Energie, die in mir steckte, schon für ein erstes Anzeichen jener Prodromalphase, die der Erkrankung oft mehrere Jahre vorausgeht. Denn eigentlich hatte ich mich nur ein wenig verliebt – aber das sollte wenig später eine schwere psychische Erschütterung bei mir auslösen.

Da ich es schon damals für keine große Sache hielt, beschloss ich, Andrea zu sagen, dass ich in sie verliebt war. Monika war zu dieser Zeit für zwei Wochen zu Besuch bei einer Cousine, die in einer anderen Stadt lebte. Wir waren alle vier befreundet. Doch ich war in dieser Hinsicht etwas naiv. Pierre war ein gutaussehender Mann und unterhielt gelegentlich auch mehrere Affären gleichzeitig. Als er die Beziehung mit Andrea begonnen hatte, ließ er sich gleichzeitig wieder mit seiner ehemaligen Flamme aus Schulzeiten ein. Mit ihr ging es ständig auf und ab. Das konnte nicht gut enden, aber es ging trotzdem nicht wirklich zu Ende.

Ich verabedete mich abends mit Andrea im Haus ihrer Eltern, wo sie damals wohnte. Ihre Eltern waren an diesem Abend ausgegangen. Als ich ihr von meinen Gefühlen erzählte, schien sie erfreut, dass ich in sie verliebt war – und ich hatte den Eindruck, als ob sie ebenfalls mehr für mich

empfinden würde. Jedenfalls tröstete sie mich sehr liebevoll und war freundlich und verständnisvoll. Nach diesem Treffen unternahmen wir zu zweit ein paar Sachen und kamen uns dabei auch körperlich ein wenig näher.

Das merkte schließlich auch Pierre, und er wurde stinksauer. Mein Freund war – trotz seiner zahlreichen Affären – offensichtlich eifersüchtig. In den nachfolgenden Tagen ging es hoch her. Pierre, Andrea und ich trafen uns einige Male und stritten uns. Ich fand das erstaunlich, denn im Prinzip waren wir doch alle Freunde. Vor allem Pierre und ich gerieten uns in die Haare, während Andrea unentschlossen wirkte und mir den Eindruck vermittelte, als müsse sie sich zwischen uns entscheiden.

Das ging ein paar Tage so hin und her, dann rief mich Andrea an und sagte: »Mit dem Theater muss jetzt Schluss sein!«

Sie erteilte mir eine Abfuhr.

Etwas perplex rief ich nach ein paar Tagen Pierre an. Wir trafen uns kurz darauf an einem Nachmittag in der Wohnung meiner Eltern. Pierre war immer noch wütend und machte mir in dem Gespräch Vorwürfe: »Du bist ein Arschloch! Du hättest doch dein Maul halten können! Wegen dir musste ich Andrea alle möglichen Versprechungen machen.«

Da ging mir ein Licht auf. Ich erkannte, dass Andrea die Situation genutzt hatte, um Pierre hinsichtlich seiner anderen Liebschaft in die Schranken zu weisen.

Als Monika vom Besuch bei ihrer Cousine zurückkam, erzählte Andrea ihr, dass ich mich in sie verliebt hatte, bevor ich mit Monika darüber sprechen konnte. Das war natürlich überhaupt nicht gut. Monika stellte mich zur Rede: »Was soll der Quatsch mit meiner Schwester? Sie hat mir gesagt, du seist in sie verliebt?«

»Eigentlich hätte ich dir das sagen wollen«, antwortete ich, »aber es stimmt, ich habe mich in sie verliebt.«

»Ach, du bist sechs Jahre mit mir zusammen, und jetzt liebst du meine Schwester? Du hast einen Knall!«

Das traf die Sache schon ziemlich gut.

Ich hatte also eine Menge emotionalen Schaden angerichtet. Andrea meldete sich nicht mehr bei mir. Pierre war sauer auf mich, denn ich war jetzt nicht mehr sein bester Freund, sondern sein Nebenbuhler. Und Monika war ebenfalls sauer, weil sie plötzlich hatte erfahren müssen, dass ich nicht mehr sie, sondern ihre Schwester liebte.

Es war Ferienzeit, und Monika ging kurz darauf mit ihrer Cousine auf eine Südfrankreich- und Spanientour. Ich reiste mit meinem Bruder und zwei Freunden von ihm nach Griechenland. Wir flogen erst nach Kreta und nahmen uns dort einen Mietwagen. Wir hatten Rucksäcke und Schlafsäcke mitgenommen, fuhren an den Stränden entlang und lebten auch quasi am Strand. Das Wetter war fantastisch. In den Kneipen der Küstenorte, die voller junger Touristen waren, herrschte Hochstimmung. Nach zwei Wochen fuhren wir auf das Festland, nach Athen. Die Griechen, die wir trafen, waren meistens extrem freundlich zu uns. Wir hatten eigentlich eine großartige Zeit.

Ich war allerdings total angeschlagen, wie vor den Kopf gestoßen, abwesend, in mich gekehrt. Die aufwühlenden Szenen, die ich mit Pierre, Andrea und Monika vor meiner Abfahrt erlebt hatte, ließen mich nicht mehr los. Meine Reisebegleiter wunderten sich über meinen Zustand. Wie konnte ich so seltsam abwesend sein während dieser unglaublich schönen Griechenland-Tour?

Während eines Tages am Strand ging ich ins Meer, um zu baden. Ich stand schon mitten im Wasser, als mein Bruder vom Strand rief: »Klaus, spinnst du?«

»Was ist los?«, rief ich zurück.

Mein Bruder entgegnete: »Guck dich mal um!«

Ich blickte auf und sah jede Menge Geldscheine im Wasser schwimmen. Ich war in meinem Tran mit einem Bündel Drachmen-Noten in den Badeshorts ins Meer gelaufen.

Als ich nach Freiburg zurückkam, traf ich Monika wieder. Sie war braungebrannt und sah toll aus. Und sie wollte weiterhin mit mir ein Jahr in Madrid verbringen. Eigentlich hätte ich also diese ganze Geschichte mit Andrea vergessen können. Auch mit Pierre renkte es sich wieder ein. Wir verloren uns erst wesentlich später aus den Augen, als er in die Schweiz ging, um dort als Kinderarzt zu arbeiten. Inzwischen lebt er in Delémont und seit einigen Jahren haben wir wieder regelmäßigen Kontakt, was mich sehr freut.

Im Herbst 1988 fuhr ich mit dem Zug und zwei großen Koffern nach Madrid und kam bei meiner spanischen Großmutter unter. Monika fuhr einige Tage später mit dem VW Polo, dem alten Zweitwagen der Mutter, den sie ihr geschenkt hatte, hinterher.

Wir trafen uns in der Wohnung meiner Großmutter. Ich war immer noch apathisch und irgendwie abwesend. Ein paar Tage vorher hatte ich mit Monika von Madrid aus telefoniert und sie gebeten, uns ein Jahr Beziehungspause zu geben. Ich bat sie auch, nicht nach Madrid zu kommen, weil ich im Moment für eine Beziehung mit ihr nicht offen war und mich in einem schlechten Zustand befand. Aber sie wollte davon nichts wissen und hielt am Madrid-Plan fest.

Einige Tage später saßen wir auf einer Parkbank in der Nähe der Wohnung meiner Großmutter. »Wie soll es denn jetzt mit uns weitergehen?«, fragte sie. »Du wirkst so unentschlossen!«

»Ich weiß auch nicht, was mit mir los ist, aber ich bin im Moment einfach nicht verliebt in dich. Ich glaube, wir sollten uns jetzt erst mal trennen.«

Über Monikas Gesicht liefen Tränen. Sie antwortete nicht. Aber sie akzeptierte meine Entscheidung.

Wir suchten uns also jeweils eine eigene Wohnung. Sie kam schließlich in einer Altstadtwohnung in der Nähe des damaligen Szeneviertels Malasaña unter. Ich fand eine WG mit zwei anderen Studenten im Arbeiterviertel Aluche. Wir trafen uns dennoch regelmäßig.

Mir ging es definitiv immer schlechter. Ich stürzte tiefer in einen depressiven Zustand. Meine Verwandten in Madrid und auch meine Eltern machten sich ernsthaft Sorgen um mich. Meine spanischen Verwandten vermittelten mir im Winter 1988 ein Gespräch mit einem Jesuitenpater, der von Beruf Psychologe war. Nach der Unterhaltung schickte mich der Pater zu einer Psychologin, die einen psychodiagnostischen Test mit mir machte. Dann bat der Jesuitenpater meine Mutter, die in den Weihnachtsferien 1988 in Madrid war, und mich zu einem Gespräch.

»Klaus ist im Moment in einer Krise und muss sich weiterentwickeln«, sagte er uns.

»Es geht ihm aber wirklich sehr schlecht«, erwiderte meine Mutter. Doch der Jesuitenpater beruhigte uns: »Machen Sie sich keine Sorgen. Klaus sollte einfach für einige Zeit zu einem Therapeuten gehen, bis er diese Krise überwunden hat.«

Meine Mutter schüttelte den Kopf. Sie war nicht überzeugt.

Der Jesuitenpater nannte mir einen Madrider Psychotherapeuten, der freundlich war und einen kompetenten Eindruck machte. In der folgenden Therapie wollte er vor allem mein Selbstbewusstsein stärken und sagte mir immer wieder: »Seelisch zu wachsen, das ist anstrengend und schmerzt.« Heute glaube ich, dass meine Schwierigkeiten keine gewöhnliche Krise waren. Die Sorgen meiner Mutter waren berechtigt. Ich war extrem labil, geistesabwesend und weitgehend unfähig, konzentriert zu arbeiten. In dieser Zeit schrieb ich auch jede Menge wirrer Briefe an Andrea. Ihr machte ich alle

möglichen harschen und auch beleidigenden Vorwürfe, weil ich mich von ihr verraten fühlte.

An der Madrider Uni war ich selten. Mit den anderen Erasmus-Stipendiaten hatte ich nur gelegentlich Kontakt. Ich hauste mit meinen Mitbewohnern, zwei spanischen Studenten, in der ungepflegten WG in Aluche und versank dort weiter in Trübseligkeit. Ich konnte mich nicht mal mehr zum Saxophonspielen aufraffen.

Monika hingegen lebte in Madrid auf. Sie erholte sich schnell von unserer Trennung. Im Frühjahr 1989 sagte sie mir während eines gemeinsamen Spaziergangs: »Dass wir uns getrennt haben, ist mittlerweile in Ordnung für mich. Wir lassen das jetzt so.«

Sie arbeitete mittlerweile an einer Sprachschule und verdiente so ihren Lebensunterhalt. Im Sommer 1989 ging Monika nach Deutschland zurück. Dort verliebte sie sich kurz nach ihrer Rückkehr und heiratete ein Jahr später.

Ich dagegen stürzte weiter ab. Zuerst zog ich in eine Zweier-WG mit einem eher unangenehmen syrischen Homosexuellen. Die Wohngemeinschaft endete in einer Prügelei mit diesem seltsamen Gesellen. Am nächsten Tag packte ich meine Sachen. Danach zog ich in das Madrider Studentenviertel Argüelles zu einem Mitbewohner und Untervermieter namens Antonio, der sehr nett, allerdings auch drogenabhängig war. Mit Antonio rauchte ich regelmäßig Haschisch und schnupfte ab und zu auch Kokain.

Damals war die Movida in ihrer Endphase angelangt. Die »movida madrileña«, oder auch einfach Movida, war eine Kulturbewegung der städtischen Jugend, die in den ersten Jahren nach Franco entstand und bis in die 1980er-Jahre dauerte. Nach dem Tod des Diktators im Jahre 1975 und dem Übergang zur Demokratie genossen viele Spanier die Freiheiten, die ihnen zuvor über Jahrzehnte verwehrt worden waren. In

Madrid entstand daraus eine Bewegung, in der alles Schrille, Exaltierte und Hedonistische gefeiert wurde.

Der international bekannteste Vertreter der Movida und einer ihrer wichtigsten intellektuellen Köpfe war der Filmregisseur und Drehbuchautor Pedro Almodóvar. Selbst offen homosexuell, hat er das Thema Homosexualität und Transsexualität in seinen Filmen oft zum Thema gemacht.

Tatsächlich waren die spanischen Homosexuellen und Transsexuellen, auf die Madrid damals eine große Anziehungskraft ausübte, eine der Hauptsäulen der Movida, die aber auch durch den sozialistischen Bürgermeister Enrique Tierno Galván gefördert wurde. Er unterstützte die Bewegung, weil sie einen deutlichen Bruch zwischen der Gesellschaft der Franco-Zeit und der neuen spanischen Demokratie markierte.

Damals gab es in Madrid jede Menge absonderlicher Bars und Discos und man konnte bis tief in die Nacht ausgehen. Mit Antonio, der sich in der Madrider Subkultur bestens auskannte, stürzte ich mich in das Nachtleben. Die Drogen waren dabei ein fester Bestandteil. Antonio hatte seine Bezugsquellen und teilte seinen Vorrat mit mir.

Zwischendurch gaben Antonio und ich in unserer Wohnung eine kleine Fete, auf der ich Mercedes kennenlernte, eine Journalistikstudentin, und wir wurden kurz danach ein Paar. Langsam lebte ich in Madrid wieder etwas auf und fühlte mich befreiter. Der entspannte Lebensstil mit Antonio und die Beziehung mit Mercedes taten mir gut.

Der Konsum von Drogen, gerade auch von Haschisch, kann den Ausbruch einer Psychose auslösen oder zumindest begünstigen, auch den einer paranoiden Schizophrenie. In meinem Fall glaube ich nicht an einen direkten Zusammenhang: Ich nahm Hasch und Koks nur während einiger Monate im Jahr 1989. Zum psychischen Zusammenbruch